

JON KATZ

SIMON UND ICH

Wie ein
kleiner Esel
mir beibrachte,
was
Mitgefühl ist



Weltbild

Simon und ich

Jon Katz lebt gemeinsam mit seiner Frau auf einer idyllischen Farm im Bundesstaat New York. Ihr Anwesen teilen sich die beiden mit Hunden, Katzen, Schafen und Hühnern – doch Esel Simon hat einen ganz besonderen Platz im Herzen des Autors gefunden. Jon Katz hat bereits mehrere Bücher veröffentlicht. Zudem schreibt er regelmäßig für die *New York Times* und den *Rolling Stone*.

Simon und ich in der Presse:

»Herzerwärmend – eine Geschichte, die Mut macht!«
USA Today

»Die Welt von Jon Katz ist ein Ort,
an den Sie immer wieder zurückkehren werden.«
The Boston Globe

»Große Leseempfehlung – ein unterhaltsames und kluges Buch!«
Library Journal

»Die Botschaft dieser wahren Geschichte wird der Leser lange
nicht vergessen.«
Bookreporter

»Wunderschön – die Leser werden Simons herzerwärmende
Geschichte lieben! «
Publishers Weekly

Jon Katz

Simon und ich

Wie ein kleiner Esel mir beibrachte, was
Mitgefühl ist

Mit Fotografien von Jon Katz

Aus dem amerikanischen Englisch von
Ralf Pannowitsch

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Saving Simon, How a Rescue Donkey Taught Me the Meaning of Compassion
bei Ballantine Books, New York.



Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
© 2014 by Jon Katz

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe 2019 by Penguin Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Die Zitate auf den Seiten 51, 55, 56 und 299 stammen aus:

Juan Ramón Jiménez, *Platero und ich*; Insel Verlag.

Fotografien: © Jon Katz

Covergestaltung: atelier seidel, teising

Covermotiv: iStockphoto / Cecilie_Arcus

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU
978-3-8289-5163-1

2022 2021
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de



Teil eins
Simons Rettung
6

Teil zwei
Anrufung des Lebens
82

Teil drei
Was Mitgefühl bedeutet
190



TEIL EINS

Simons Rettung



Prolog

Bei Nacht und Nebel

Den Namen Simon hat ihm McKenzie Barrett gegeben, die Tochter der Tierschutzbeauftragten. Ein Name aus der Bibel, so dachte sie, würde dem Esel Segen bringen, und man täte ihm nie wieder etwas zuleide. Ein Beamter von der New York State Police war früher am Tag schon einmal vorbeigekommen, auf den nahe gelegenen Hügel gestiegen und hatte sich die Sache durchs Fernglas angesehen. Dann zeichnete er eine Skizze vom »Gehege« des Esels (er wusste nicht recht, wie er es nennen sollen, es war alles so eng) und verteilte Kopien davon an alle, die bei dem Überraschungsangriff mitmachen sollten: an die anderen Polizisten, den Tierarzt, die örtliche Tierschutzbeauftragte und den Fahrer des Transporters, der Simon fortbringen sollte – ob tot oder lebendig. Durchs Fernglas konnte der Polizist nicht erkennen, was davon zutraf. Er fürchtete, dass es vielleicht schon zu spät war.

Auf dem Anwesen gab es ein Bauernhaus und eine große Scheune, deren Südseite an die Straße grenzte. Das Haus und die alte Scheune waren durch einen Feldweg verbunden, der sich – an manchen Stellen kaum mehr als ein Trampelpfad – weiter hinten durch

eine Wiese und einen Kiefernhorst wand, ehe er an einem kleinen, von Maschendraht umgebenen Gehege entlangführte. Die Anlage war von Gebüsch und Bäumen verdeckt und von der Straße aus nicht einsehbar. Es war ein kleiner Pferch mit einem robusten Zaun. Selbst wenn man am Farmhaus stand, ahnte man nichts von seiner Existenz.

Einst war er vermutlich für Schweine oder ein paar Ziegen angelegt worden – für Tiere, die starke Zäune und Absperrungen brauchten, wenn man sie in einem so kleinen Pferch halten wollte. Er war schäbig und primitiv, ein von schwerem Maschendraht umgebener, schlammiger Gang. Einige Paletten waren so aufgestellt, dass sie ein umgekehrtes V bildeten – so niedrig, dass nur ein Schwein oder ein paar Hühner hätten darunterkriechen können. Durch sein Fernglas hatte der Polizist gesehen, dass der Esel auf dem Boden lag, den Kopf unter die Paletten geschoben. Vielleicht, um Schutz vor dem Regen zu suchen. Vielleicht, um zu sterben.

Am Schlamm und Dreck, der die Flanke des Tieres bedeckte, konnte der Polizist erkennen, dass es schon lange dort lag. Seine Haut war schwarz. Man nennt das Regenräude – die Haut stirbt ab, sie wird schwarz, weil ein Tier Wochen oder Monate in der Kälte und Nässe gelegen hat und nie ganz trocknen konnte.

Die Paletten bildeten eine Insel in einem Meer aus Matsch, aus Abfällen, Stücken von verrottetem Holz

und Zaunpfählen. Der Esel war bis zur Schulter im Schlamm versunken – er steckte richtig darin fest. Er war beinahe begraben unter seinem eigenen Dung. Der Geruch war scheußlich, ein Gestank, der sich über die Wiese verbreitete und vom Wind davongetragen wurde.

Der Polizist schätzte die Gehegegröße auf drei mal drei Meter – gerade ausreichend für den hingestreckten Körper des Esels. Hätte er stehen können, wäre es ihm schwergefallen, sich in diesem Pferch umzudrehen. Aber er rührte sich nicht.

Selbst aus der Ferne konnte der Polizist erkennen, in welchem schrecklichem Zustand Beine und Fell des Tieres waren. An seiner Flanke traten die Rippen hervor. Er konnte nicht sehen, ob sich der Bauch noch hob und senkte. Die Behausung des Esels glich eher einem Müllabladeplatz als einer Weide oder einem Stall.

* * *

Um zehn Uhr abends stand der Polizist schließlich am Pferch und fürchtete das Schlimmste. Er hatte sich den ganzen Tag Sorgen gemacht, Schreibkram erledigt, die bürokratischen Kreisläufe in Gang gesetzt und seine Vorgesetzten davon überzeugt, dass es die Zeit und die Ausgaben wert sei, auch wenn sie fanden, es gäbe Dringenderes zu tun.

Als die Polizisten und die Tierschutzbeauftragte sich

dem Gatter näherten, mussten sie innehalten. Eigentlich waren sie Schlimmes gewohnt. Sie hatten schon eine Menge zu sehen bekommen, aber so etwas noch nicht. Die Tierschutzbeauftragte schüttelte den Kopf. »Mein Gott«, sagte sie. »Warum hat ihm sein Besitzer, wer auch immer das sein mag, nicht einfach den Gnadenschuss gegeben?« Einer der jungen Polizisten rannte zum Gebüsch und erbrach sich.

Der Esel war von Läusen übersät und hatte Bissspuren von Ratten. Einer der Polizisten fragte den Veterinärmediziner, wie alt das Tier sei. »Das lässt sich nicht mit Sicherheit sagen«, antwortete er, »ich müsste ihn bei Licht sehen. Aber ich würde mal schätzen, fünfzehn Jahre.« Dann verstummte er und hievte seine große Tasche von der einen auf die andere Schulter. »Lassen Sie uns reingehen.«

Am Feldrain konnte man Ratten ausmachen; sie starrten lauernd zu uns herüber. Ein Hilfssheriff legte die Hand an seine Waffe, aber ein anderer Polizist berührte ihn am Arm und schüttelte den Kopf. Selbst Ratten waren kein Grund zu schießen. Er lehnte sich übers Gatter und warf einen Stein nach den Ratten, aber sie rührten sich nicht vom Fleck.

Ein anderer Hilfssheriff brachte einen Strahler auf einem Dreifuß und einen tragbaren Generator herbei. Er setzte das Gerät in Gang, und der Pferch wurde von Licht geflutet. Die Polizisten, der Veterinärmediziner und die Tierschutzbeauftragte scharten sich alle um

den Esel, der sich bisher weder bewegt noch einen Laut von sich gegeben hatte.

Der Tierarzt legte die flache Metallscheibe seines Stethoskops an den Hals des Esels. »Also, er lebt«, sagte er, »aber gerade noch so. Entfernen wir doch erst mal die Paletten.«

Sie standen auf, schoben die hölzerne Konstruktion über dem Kopf des Esels weg und leuchteten dem Tier mit ihren Taschenlampen ins Gesicht. Ein Augenblick fassungslosen Schweigens entstand; dann banden sich einige der Männer Taschentücher vor die Nase und machten sich an die Arbeit.

Der Tierarzt stellte seine große Segeltuchtasche im Schlamm ab und entnahm ihr Spritzen, kleine Glasflaschen, Schwämme, Schmerzmittel, Zangen und Zwingen zum Zähneziehen, Vitamine und Energybooster, Balsam und Salbe für die Haut, Läusepuder, Gazepflaster für die Rattenbisse und ein Antibiotikum für die eiternden Augen. Wo sollte man anfangen? Er würde alles brauchen, was er mitgebracht hatte. Er machte sich rasch an die Arbeit.

Die Polizisten waren es gewohnt herumzustehen, zu beobachten und zu warten. Es war ein wesentlicher Bestandteil ihrer Arbeit. Sie hatten sich im Halbkreis hinter dem Tierarzt aufgestellt, reichten ihm Handtücher und Decken, Feuchttücher und Gerätschaften und richteten ihre Taschenlampen auf die jeweils gewünschte Stelle. Manche Arbeiten konnte er später er-

ledigen, wenn sie den Esel auf die Farm der Tierschutzbeauftragten transportiert haben würden, ein paar Orte weiter. Denn das war ihr Plan gewesen: Wenn Simon noch am Leben sein sollte, wollten sie seinen Zustand stabilisieren, ihn irgendwie auf die Beine kriegen und auf jene Farm bringen. Dort gab es einen Stall mit einigen leeren Boxen. Am nächsten Vormittag würden sie ihn dann besser begutachten können.

Als sich der Tierarzt über den Esel gekniet hatte, sagte er: »In zwanzig Jahren Praxis habe ich noch nie ein Tier gesehen, das in so einem schlimmen Zustand war.« Er war selbst überrascht, dass ihm die Tränen auf die Tasche, die Flaschen und die Wickel tropften. So etwas passierte ihm selten; er wischte sie beiseite und machte sich an die Arbeit. *Großer Gott*, dachte er, *so etwas hätte ich niemals sehen wollen!* Aber war er nicht genau deshalb Veterinärmediziner geworden? *Manchmal*, so sagte er sich, *manchmal schäme ich mich, ein Mensch zu sein.*

Viel Zeit blieb ihm nicht. Puls und Herzschlag des Tieres wurden rasch schwächer.

Der Tierarzt hatte gleich gesehen, dass die Hufe des Esels wie Flügel hervorstanden – es musste sehr lange her sein, dass man sie ihm das letzte Mal geschnitten hatte. »Er muss schon auf den Knöcheln gegangen sein«, sagte der Tierarzt. »So kann er nicht bis zum Anhänger laufen. Ich muss ihm die Hufe an Ort und Stelle schneiden.«

Er erhob sich, lief zu seinem Wagen und nahm eine Akku-Handkreissäge heraus. Dann griff er nach den Schmerzmitteln und einem Sedativum. Er musste den Esel für eine Weile ruhigstellen. Die Schmerzen mussten schrecklich sein, aber wenn man ihm nicht die Hufe schnitt, würde er es niemals bis zum Transporter schaffen.

Bevor er damit begann, zog er dem Esel die Kiefer auseinander. Simons rechtes Auge ragte aus dem Schlamm heraus; es stand offen und starrte ihn durch den Belag und den Eiter hindurch an. Der Tierarzt betrachtete den Kiefer und blickte dann zu einem der Polizisten hoch. »Ich muss sie ihm gleich hier ziehen, da steckt eine schlimme Infektion drin. Ich muss ihn sedieren, kann ihn aber nicht ganz betäuben, denn dann bekommen wir ihn nicht mehr hoch. Er wird schläfrig sein, aber spüren wird der arme Kerl es trotzdem.« Und dann machte er sich ans Werk.

»Wird er durchkommen?«, fragte einer der Polizisten.

»Ich weiß es nicht«, sagte der Tierarzt. »Ein Teil von mir hofft beinahe, dass er es nicht schafft; dann hätte er wenigstens seinen Frieden.«

»Nein«, sagte die Tierschutzbeauftragte. Sie beugte sich vor und legte dem Veterinär ihren Arm um die Schulter. »Ich glaube, ich habe schon ein Heim für ihn gefunden. Jemand, der schon zwei Esel hat, ein Schriftsteller. Er sagt, er würde mal vorbeischaun, morgen

früh, falls wir das Tier tatsächlich bis zu mir nach Hause bekommen. Versuchen wir's, geben wir ihm eine Spritze!«

Der Tierarzt schaute zu ihr hoch und nickte. Er zog Simon die Kiefer auseinander und brachte das Maulgatter an, um sie offen zu halten.

Sie wussten nicht, dass ein Esel schreien konnte.

Er wäre gestorben, wenn dieses Kind nicht gewesen wäre. Der kleine Junge, der im Farmhaus lebte, kam jeden Abend zu ihm hinübergehuscht, zu sehr später Stunde. Simon hätte sein Gesicht ganz deutlich im Mondschein erkennen können, wenn er nach ihm Ausschau gehalten hätte, aber meist nahm er ihn erst wahr, wenn er sich dem Zaun näherte, so sanft auf seinen bloßen Füßen, selbst in der Kälte, und wenn er Simon zuflüsterte, er solle still sein, und ein wenig Heu über den Zaun in Richtung von Simons Kopf warf.

Anfangs konnte der Junge noch den Arm über den Zaun strecken und dem Esel das Heu zum Fressen hinhalten, aber seit einigen Tagen lag Simon nur noch auf der Seite, unfähig, sich zu bewegen oder gar aufzustehen, und so warf das Kind das Heu eben so nahe an seinen Kopf, wie es konnte.

»Es tut mir so leid«, sagte der Junge oft, und manchmal weinte er. »Das ist alles, was ich dir geben kann. Mehr kann ich nicht tun.« Er sah nach, ob der Esel noch lebte, warf ihm das Heu hinüber und verschwand dann so schnell, wie er gekommen war, in den Wiesen

hinter dem Farmhaus. Von Anfang an hatte Simon diesen Jungen sehr gern, wie Esel überhaupt ihre Menschenkinder innig lieben. Sie beschützen sie, halten nach ihnen Ausschau, rufen sanft nach ihnen, lassen die Kinder bereitwillig auf sich reiten und sind gerne mit ihnen zusammen. Die Seele eines Kindes ist der eines Esels so ähnlich – klein und gut und offen, neugierig und unabhängig.

Der Junge hatte immer gespürt, dass Simon menschliche Zuwendung brauchte. Da ihnen durch Menschenhand so viel Schlechtes widerfahren ist, betrachten Esel solche Zuwendung nie als selbstverständlich. Sie brauchen es, von Menschen berührt zu werden, brauchen Sicherheit und die Zärtlichkeit der Kinder. Es wirkt heilend auf sie, und im Gegenzug können auch sie heilen.

Simon lag still da. Während der Veterinär allmählich zum Ende kam, dachte die Tierschutzbeauftragte über Simons Zukunft nach. »Wir müssen es probieren. Dieser Schriftsteller hat mir noch einmal eine SMS geschickt; er hat einen geräumigen Stall und jede Menge Weideland. Er liebt Tiere und ist selbst dickköpfig wie ein Esel. Sie werden bestimmt miteinander klarkommen.«

Und dann geschah, was wenige Minuten zuvor noch unvorstellbar gewesen wäre: Simon bewegte sich. Seine Instinkte kehrten zurück, er kämpfte ums Überleben.

Die Tierschutzbeauftragte (sie hatte lange blonde Haare, genau von der Art, wie Esel sie gerne anknabbern) und alle umstehenden Männer riefen ihm zu: »Steh auf, Simon! Steh auf! Jetzt ist alles in Ordnung! Wir sind gekommen, um dich hier wegzuholen!« Sie waren aufgeregt, und die Aufregung übertrug sich auf ihn. Der Veterinär rief immer wieder, dass Simons Pulsschlag zurückgehe. Das Tier hatte einen Schock. Sie stemmten seine geschwollenen Kiefer wieder auseinander und spritzten ihm durch eine Sonde Flüssigkeit in den Magen. Sie stachen ihm eine Kanüle in den Hals und verbanden sie mit einer Plastikflasche, die an einem Ständer aufgehängt war.

»Schluck es runter, Simon«, flehten sie ihn an, »schluck runter! Steh auf, beweg dich, bitte beweg dich!« Vom Knistern des Sprechfunks fuhr Simon hoch, betäubt von seinen Schmerzen; er wurde von den grellen und aufblitzenden Lichtern geblendet und von all den Geräuschen durcheinandergebracht. Er wirkte benommen und schwindlig und kämpfte sich ab. Er schien sich auf eine ganz bestimmte Person zu konzentrieren, die Frau mit den blonden Haaren. Sie hatte eine Verbindung zu ihm hergestellt; es war, als würde sie ihn erden und ihm dabei helfen, in all dem Chaos und Schmerz einen Sinn zu finden.

Sie setzten sich in Bewegung und kamen auf dem abschüssigen Fahrweg langsam voran, doch dann stoppte die Prozession plötzlich.

Ihnen gegenüber vor dem Bauernhaus, mit vor der Brust verschränkten Armen und gesenktem Kopf, stand der Farmer und wartete. Die Polizisten und die übrigen Retter blieben stehen und schauten zu ihm hinüber. Manche waren wütend – man konnte es ihnen an den Gesichtern ablesen. Andere waren perplex und versuchten zu begreifen. Der Farmer sah erschöpft und niedergeschlagen aus. Er trug Jeans, schwere Stiefel und ein rotes Flanellhemd. Er brachte es nicht fertig, den Blick zu heben und Simon anzuschauen. Die Polizisten gingen zu ihm hinüber, sagten etwas und händigten ihm irgendwelche Papiere aus.

»Es tut mir leid«, sagte der Farmer, der immer noch auf seine Stiefelspitzen blickte. »Mir ist das alles über den Kopf gewachsen. Nach einer Weile konnte ich es einfach nicht mehr ertragen, zu ihm zu gehen. Ich konnte das nicht mehr mit ansehen.«

Die Polizisten entgegneten nichts; sie starrten ihn nur an.

Als sie zu Simon zurückgingen, wandte sich einer seinem Kollegen zu und sagte: »So was habe ich schon manchmal erlebt. Sie können einfach nicht um Hilfe bitten, sie können es nicht eingestehen, dass sie derart am Boden sind.« Der andere Polizist nickte.

Sie leuchteten mit ihren starken Taschenlampen in die Dunkelheit hinein. Im Gebüsch raschelte es, und der Junge kroch hinaus, im Schlafanzug und barfuß in all dem Schlamm und der Kälte. Er war klein und

dünn, etwa zehn Jahre alt, und vor seinem Gesicht hingen dichte braune Strähnen. Seine Augen waren feucht und gerötet.

»Was machst du denn hier, Junge?«, fragte einer der Polizisten. Das Kind bewegte sich zögerlich auf Simon zu, und der Polizist machte ein paar Schritte, um es aufzuhalten. Die Tierschutzbeauftragte aber winkte den Polizisten zurück und nahm den Jungen bei der Hand. Sie beugte sich zu ihm hinab, wuschelte ihm durchs Haar und flüsterte ihm etwas ins Ohr. »Du warst derjenige, der angerufen hat.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte sie. »Das bleibt unser Geheimnis. Möchtest du dich von ihm verabschieden?«

Der Junge schaute zu ihr hinauf, dann zu Simon, und schließlich nickte er. »Ja, bitte«, sagte er und blickte sich ängstlich zum Farmhaus um. Simon stellte die Ohren auf und iahte leise. Seine schwache, piepsige Stimme schien ihn selbst zu erschrecken; der Ton hätte eher zu einer Maus gepasst als zu einem Esel.

Der Junge schaute auf Simon und dann auf die Polizisten. »Mein Dad ist in Ordnung«, sagte er zu dem größten. »Er hat es bloß gerade schwer.«

Der Polizist nickte.

Simon schien sich bei dem Jungen so wohlfühlen, dass die Tierschutzbeauftragte dem Kind die Zügel überließ. Jetzt lächelte der Junge; er griff nach der Leine und sagte: »Na komm, Simon, lass uns gehen.« Die Pro-

zession setzte sich wieder in Gang. Er führte Simon den Pfad hinunter bis auf die Straße und dann geradewegs in den Anhänger, wobei der Esel sehr lange brauchte, um auf seinen schmerzenden und wackligen Beinen die Rampe hochzukommen. Als er es, unterstützt von einem halben Dutzend starker Arme, endlich geschafft hatte, wartete der Junge dort schon mit einem Büschel Heu auf ihn. Simon hielt einen Augenblick inne; er nahm das Heu ins Maul, begierig auf den vollen und warmen Geschmack, selbst wenn sein Zahnfleisch schmerzte und der Kiefer geschwollen war.

Der Junge reckte sich, umarmte Simon und gab ihm einen Kuss auf die Nase. Als er die Rampe hinunterging, schaute Simon ihm nach. Er wollte sich umdrehen, um ihm zu folgen, aber es ging nicht, denn nun wurde er von einem Tor zurückgehalten und von Stricken, die man in den Ecken des Anhängers an Ringen festgemacht hatte.

Der Junge wandte sich noch einmal um und winkte; dann lief er davon. Simons klagendes Iahen brach sich an den Wänden des Anhängers und hallte über die Wiese bis zu jener kleinen, schrecklichen Stelle, die sein Heim gewesen war – einem Ort, den er niemals wiedersehen sollte.

Simon wurde an den Seitenwänden des Anhängers fest angebunden, aber das Vehikel rumpelte über die Feldwege und schlenkerte hin und her, und bei jeder

Bodenwelle und jeder Kurve schoss es ihm wie ein Blitz die Beine hinauf bis in den Kiefer. Sie standen an seiner Seite, redeten auf ihn ein, schmierten ihm Salben auf die Wunden und sagten ihm, dass nun alles gut werde. Bald hatte der Transporter seinen Zielort erreicht. Simon wurde in einen weiträumigen roten Stall geführt. Er hörte, wie ihm Pferde von der angrenzenden Weide aus zuwieherten. Er spürte die Einstiche von weiteren Kanülen, und endlich sackte er kraftlos und erschöpft auf ein Bett aus Stroh.

Sie arbeiteten die ganze Nacht hindurch, um ihn zu retten. Die Hornflügel an seinen Füßen wurden endgültig weggesägt. Sie zogen ihm die entzündeten Zähne, praktisch jeden zweiten. Er wurde in Tinkturen gebadet, damit die Geschwüre abheilen; man trug verschiedene Puder auf, um die Läuse und Flöhe abzutöten. Sie legten ihm Bandagen zum Stützen der Beine an und tropften ihm eine Arznei in die Augen, um sie zu reinigen. Gazepackungen sollten die Schwellungen in seinem Maul lindern. Man verband Wunden und trug Arzneimittel auf, damit die Bissstellen von den Ratten heilen konnten. Die Regenräude, also die schwarz gewordene Haut, würde Monate brauchen, um zu heilen. Simons Beine würden nie wieder völlig gerade werden, aber mit etwas Glück würde er wieder umherlaufen können.

* * *

Draußen saßen die Polizisten in ihren Autos, deren Motoren auf Leerlauf geschaltet waren. Die Männer tranken ihren Kaffee und gaben einander den Stand der Dinge durch. Häufig werden Menschen ganz tief in Tierschicksale mit hineingezogen, und diese Männer bildeten keine Ausnahme. Sie nahmen jetzt größten Anteil an der Rettung dieses total heruntergekommenen alten Esels, den man in seinem Pferch als tot zurückgelassen hatte. Dabei würde vermutlich keiner von ihnen das Tier je wieder zu Gesicht bekommen. So war ihre Arbeit eben. »Ob er wohl durchkommt?«, fragte einer, und ein anderer sagte: »Man muss ihn wirklich bewundern. Er wird niemals aufgeben. Stell dir bloß vor, wie viel Kraft es gekostet haben muss, in diesem Dreckloch am Leben zu bleiben.«

Am späten Vormittag waren die Polizisten fort, und Simon war wieder allein. Er ließ den Blick schweifen. Er hatte ein Dach überm Kopf, aber die Tore standen offen, und ganz in seiner Nähe war eine kleine Wiese mit Büschen. Es war Frühlingsanfang, und das Gras hatte zu wachsen begonnen. Simon taumelte zur Wiese hinüber, senkte seinen Kopf und schien das feuchte, frische Gras, eine Wonne für jeden Esel, beinahe aufzusaugen. Dann legte er sich hin.

Es war still; man hörte die Vögel singen. Weiter hin-

ten rauschten Autos und Laster auf einer viel befahrenen Schnellstraße vorbei. Er lauschte den Hunden, die unweit von ihm bellten, und nahm auch Pferde wahr, die weiter hügelan auf der Weide standen.

Um ihn herum war überall Heu, und es gab ein Bett aus Stroh, auf das er sich legen konnte. Sein Blick klärte sich immer mehr; er konnte wieder richtig sehen. Ein paar Schritte den Hügel hinab wand sich ein Bach mit frischem Wasser, und Simon nahm all seine Kraft zusammen und kraxelte hinunter, um gierig und lange zu trinken.

Er hatte Bauchschmerzen, aber nicht vor Hunger. Um ihn herum gab es nichts Vertrautes. Er iahte, rief nach dem Jungen, aber der war nirgends; er kam und kam nicht.

Eins

Mein erster Esel

Vielleicht sollte ich erst einmal erklären, weshalb die Polizei auf den Gedanken kam, ich könnte auf meiner Farm einen sterbenden Esel aufnehmen. Für ein Stadtkind wie mich, das die meiste Zeit seines Lebens glaubte, Esel gebe es nur in Indien oder Spanien, ist das nicht gerade naheliegend.

Ich fragte die Tierschutzbeauftragte, wie viele Leute sie gebeten hatte, über die Aufnahme von Simon nachzudenken. Auch mich verblüffte es nämlich, dass ihre Behörde und die New York State Police ausgerechnet auf mich gekommen waren. »Nur Sie«, war ihre Antwort.

»Oh ...«, sagte ich in einem jener bewusstseinsverändernden Augenblicke, in denen wir eine Ahnung davon bekommen, wie andere Menschen uns vielleicht sehen.

»Wir wussten ja, dass Sie ein paar Esel besitzen und sie lieben«, sagte die Frau vom Tierschutz. »Ich habe Ihre Bücher gelesen.«

Ich bin Autor und Fotograf und besitze nördlich von New York eine Farm. Dort wohne ich mit meiner Frau

Maria und zahlreichen Tieren. Mein Leben ist nie in geraden Bahnen verlaufen; Zickzacklinien sind mehr nach meiner Art. Wenn mein Leben auf einer Farm überhaupt von irgendeinem Grundgedanken bestimmt wird, ist es womöglich dieser: Immer führt eins zum anderen.

Und es war Carol, die mich – auf einem Zickzackkurs – zu Simon geführt hat.

Der erste Esel, den ich jemals erblickte, trug einen Strohhut und rief Elmer Fudd in einem Samstagmorgen-Zeichentrickfilm sein Iah zu. Ich erinnere mich, dass er riesige Zähne hatte und ziemlich laut und albern war.

Einen echten Esel bekam ich erst zu Gesicht, als ich schon beinahe fünfzig war. Damals hatte ich meinen Border Collie auf eine Schaffarm in Pennsylvania gebracht, damit er dort lernte, wie man Schafe hütet. Dieses Erlebnis veränderte mich in vielerlei Hinsicht. Ich beschloss, mir selbst eine Farm zu kaufen, begann über Hunde zu schreiben und begegnete einem Esel, durch den sich mein Leben grundlegend wandeln sollte.

Carol war bereits an die zwanzig, als ich sie kennenlernte. Sie lebte in einem kleinen Pferch. Wie so viele Esel schien sie eine Art übrig gebliebenes Anhängsel zu sein, ein Sonderling. Esel gelangen aus allen möglichen Gründen auf eine Farm. Mal tauscht sie jemand für ein altes Pferd ein oder für etwas Heu. Mal läuft

ein Farmer einem solchen Tier über den Weg und wird von Mitleid erfasst oder denkt, irgendwann könne ihm dieser Esel noch nützlich sein.

Manchmal haben Esel Glück und landen auf einer reichen Pferdefarm. Dort leisten sie den Pferden Gesellschaft, bekommen etwas vom guten Heu und Getreide ab und werden sogar in beheizten Ställen einquartiert. Aber die meisten Esel haben ein anderes Schicksal. Esel leben schon ebenso lange an der Seite des Menschen wie Hunde, vielleicht sogar länger, aber im Vergleich zu den Hunden haben sie es nicht ganz so gut verstanden, sich den Weg ins menschliche Herz zu bahnen. Ihre Geschichte und die Behandlung, die ihnen meist zuteilwird, zeugen nicht gerade von der Generosität und Barmherzigkeit des Menschen.

Der Farmer konnte sich nicht einmal mehr daran erinnern, wie Carol einst zu ihm gekommen war, aber in den ganzen sechzehn Jahren, die sie bereits in seinem Besitz war, hatte sie Tag für Tag in jenem Pferch gestanden. Hin und wieder warf er ein bisschen Heu über den Zaun und füllte die rostige Badewanne mit frischem Wasser, aber die meiste Zeit fristete Carol ihr Dasein mit Gestrüpp und Baumrinde, Regenpfützen und Wasser aus einem trüben Bächlein, das durch ihr Gehege floss. Zweimal im Jahr kam ein Hufschmied vorbei, um ihr die Hufe zu schneiden.

Der Farmer war ein viel beschäftigter Mann; er

räumte ein, nur selten einmal an Carol zu denken. Auf einer Farm leben Tiere nicht als Hausgenossen; sie müssen ziemlich zäh sein. Besonders zäh sind dabei Esel – sie halten es sehr lange mit ganz wenig aus.

Die Vorstellung, dass Carol Jahr um Jahr in diesem winzigen, zusammengeschusterten Holzverhau zu brachte, ging mir nicht wieder aus dem Kopf und bescherte mir einen ersten Anflug von Mitgefühl, auch wenn meine Reaktion zunächst nur darin bestand, ihr bei jedem Farmbesuch ein paar Äpfel mitzubringen; zu viel mehr reichte mein Mitleid damals noch nicht. Ich war durch andere Dinge abgelenkt und viel beschäftigt, ich hatte ein Kind und überhaupt Sorgen aller Art. Das Leben eines Esels schien mir sehr fern und fremd zu sein.

Carol war weder gutmütig noch eine stille Dulderin, und so wollte sie sich nicht die Hufe schneiden lassen. Irgendwann ging der malträtierte Hufschmied dazu über, ihr vor der Prozedur einen Apfel mit einem Betäubungsmittel zu geben. Trotzdem schaffte sie es immer, ihn wenigstens einmal zu beißen oder zu treten. Das erzählte mir der Farmer, damit ich in ihrer Nähe auf der Hut blieb. »Sie hat sanfte Augen«, sagte er, »aber sie ist nicht sanft.« Vielleicht liegt es ja daran, dachte ich, dass er sie über all die Jahre in jenem Pferch allein gelassen hat.

Carols Gehege lag gleich neben der großen Weide, auf der ich mit meinem Hund das Schafehüten er-

lernte, und so fiel mir oft auf, wie sie mich anstarrte. Das nervte mich. Sie schien mir etwas mitteilen zu wollen, aber da ich mein ganzes Leben lang nicht in die Nähe eines echten Esels gekommen war, hatte ich keine Ahnung, was es wohl sein konnte.

Ich hatte Mitleid mit ihr – in der Art, wie Großstadtpflanzen aus der Mittelschicht eben Mitleid mit Tieren haben, die draußen in der wirklichen Welt ihr naturgegebenes Dasein zubringen. Wir können einfach nicht anders, als ihnen Gefühle in den Kopf zu dichten. Ich nahm einfach an, dass Carol Hunger hatte und einsam war, wie sie da in ihrem Pferch stand und mich anstarrte.

Als ich ihr zum ersten Mal Äpfel mitbrachte, schlenderte ich, die Taschen mit ein paar großen roten und saftigen Früchten gefüllt, zu ihr hinüber. Carol beugte sich über den Zaun, schnappte sich den ersten Apfel – und meinen Daumen beinahe gleich mit – und zermahlte ihn methodisch und mit großem Appetit. Mein Hund stand im Hintergrund, starrte auf Carol und versuchte zugleich, die ganz in der Nähe grasenden Schafe nicht aus dem Blick zu verlieren.

Ich griff nach dem nächsten Apfel, aber Carol hatte nicht die Absicht, geduldig zu sein. Sie brach geradewegs durch den Zaun, zog Drähte und Pfosten hinter sich her, legte die Ohren an und ging auf meinen völlig verängstigten Hund los, der sich schleunigst bis ans andere Ende der Weide entfernte. Die Schafe brauch-

ten keine Extraeinladung, um sich davonzumachen – sie schlugen die entgegengesetzte Richtung ein. Dann kam Carol auf mich zu, riss mir den Apfel aus der Tasche und begann die übrigen Taschen nach weiteren Früchten abzusuchen.

»Hey, hey!«, sagte ich, denn ich war nicht sicher, welche Kommandos man einem Esel gab. Es war eine schockierende Entdeckung: Wenn Carol es gewollt hätte, hätte sie an jedem beliebigen Tag durch diesen Zaun brechen können, all die sechzehn Jahre lang. Hier bekam ich zum ersten Mal eine Lektion in Eseldenken. Die wichtigste Regel im Ethos eines Esels lautet: Alles geschieht nach seinem eigenen Willen.

Der verärgerte Farmer brauchte eine Weile, bis er Carol wieder im Pferch hatte (er schaffte es schließlich mit einem Brotlaib), und gab mir unmissverständlich zu verstehen, ich solle sie künftig in Ruhe lassen.

Dazu war ich natürlich nicht imstande. Jedes Mal, wenn ich zum Schafehüten kam, brachte ich Äpfel und Mohrrüben mit. Oft kletterte ich mit den Leckereien zu ihr in den Pferch, sodass sie keinen Grund hatte, noch einmal auszubrechen.

Es gibt Menschen, die sich leidenschaftlich für die Rettung von Tieren einsetzen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Ich glaube, dass solche Tierrettungen für mich in gewisser Hinsicht zu intensiv sind, zu schwierig. Vielleicht ist das ein Grund dafür, dass ich glückliche, gesunde und gut genährte Arbeitshunde so liebe. Ich un-